

INHALT

Kaltes Krematorium: Erster Teil.....	13
Kaltes Krematorium: Zweiter Teil	113
Begleittexte	251
Nachwort von Carolin Emcke	253
Nachwort von Alexander Bruner	261
Biographische Notiz	264
Glossar.....	266

I. KAPITEL

Der lange Zug bestand aus niedrigen Güterwagen der Deutschen Reichsbahn. Als er bremste, raunten die benommenen, apathischen Menschen einander zu: »Wir halten an.«

Wir ahnten, dass wir uns dem Zielort näherten. Zweieinhalb Tage zuvor hatten wir in Bačka Topola in die Waggons steigen müssen und seitdem hatte der Zug nur zweimal für länger als einen Augenblick gehalten. Einmal hatte man uns durch einen handbreiten Spalt eine dünne Suppe heringereicht. Beim zweiten Mal hielt der Zug auf freier Strecke. Quietschend öffneten sich die Türen und ein deutscher Feldjäger in grasgrüner Uniform herrschte uns an:

»Aussteigen! Zur Seite! Los, los!«¹

Wir standen am Rande eines Wäldchens aus blühenden Bäumen. Wer weiß, wo wir waren: in Ungarn, der Slowakei oder Polen? Die grasgrünen Henkersknechte verkündeten, dass wir nun die Möglichkeit hätten, unsere Notdurft zu verrichten.

»Den Wald zu betreten ist verboten! Bei der kleinsten verdächtigen Bewegung wird geschossen!«

Hunderte von Menschen eilten stolpernd auf den begrenzten festgelegten Bereich zu. Die beinahe erloschenen Augen alter Frauen hatten sich in groteske Spiegel des Ent-

1 Die Wörter und Sätze, die im Original auf Deutsch oder einer anderen Sprache als Ungarisch stehen, werden kursiviert. Die Bezeichnung der Funktionshäftlinge (z. B. Lagerältester) nur bei der Erstnennung (Anmerkung der Übersetzerin).

setzens verwandelt. Vor sechs Tagen hatten sie noch in ihren schönen alten Armstühlen gesessen und sich über das Sonntagsessen unterhalten. In den Wohnzimmern ihrer Häuser auf dem Land mit Blick auf den Garten Radio gehört und auf eine Nachricht von ihren Enkeln aus den Arbeitslagern gewartet.

Jüngere Frauen. Noch am Tag zuvor hatten sie sich Parfüm ins Dekolleté und auf die Arme gespritzt und beim Hinsetzen die Röcke sorgfältig über die Knie gezogen.

Mädchen. Von fünfzehn, sechzehn, siebzehn Jahren. Sie hatten gelernt, einen sittsamen Knicks zu machen, hatten daheim Schulbücher liegen und vielleicht in mit Bändern verschnürten Pralinenschachteln den einen oder anderen zaghaften Liebesbrief. Zwischen den Blättern von Poesiealben gepresste Wiesenblumen.

Männer. Alte und junge. Schuljungen und -mädchen, die sich mit großen Augen umsahen, strubbelige Jugendliche. Männer, erwachsene, alternde, greise. Sie alle rannten. Seit zwei Tagen hatten sie keine Gelegenheit gehabt, ihre Notdurft zu verrichten. Sie spreizten die Beine, hockten sich hin, gleichmütig wie Tiere. Der Urin sammelte sich in Pfützen. Die grasgrünen Feldjäger in ihren nagelneuen Uniformen behielten sie genau im Auge. In den frisch rasierten Gesichtern war keine Regung zu erkennen. Sie waren keine Menschen. Auch die Hockenden waren es nicht mehr.

Ich glaube, irgendwo in Osteuropa, entlang eines Bahndamms, an einem Waldrand voller blühender Bäume vollzog sich eine erstaunliche Metamorphose. Hier wurden die Menschen der plombierten Höllenzüge zu Tieren. So wie alle anderen, die Hunderttausenden, die der Wahnsinn aus fünfzehn Ländern in die Todesfabriken und Gaskammern spie.

Das war der Moment, in dem uns zum ersten Mal unsere aufrechte Haltung genommen wurde.

*

Wieder wurde der Zug langsamer.

Im Dunkel der Wagen regte sich das verbliebene Leben. In unserem Waggon zeigten von den sechzig menschlichen Wesen, die in Bačka Topola zusammengetrieben worden waren, noch sechsundfünfzig gewisse Anzeichen davon. Die meisten von uns stammten aus dem südlichen und mittleren Teil der Region Batschka. In einer Ecke des Wagens lagen aufeinandergeworfen die Leichen. Vier von uns hatte der tierische Schrecken, der Hunger, der Durst und der Luftmangel schon ausgelöscht. Herr Mandel, der alte Tischler, ein guter Freund meines Vaters, war der Erste gewesen. Er hatte die Möbel so mancher heiratsfähiger Mädchen der Gegend angefertigt, stets zuverlässig solide Arbeiten geliefert. Ich glaube, der alte Tischler starb daran, dass man ihm die Zigaretten weggenommen hatte. Sechzig Jahre lang hatte er täglich fünfzig Stück geraucht. Nie hatte man ihn ohne eine glühende Zigarette im Mundwinkel gesehen. Im Lager von Bačka Topola nahm man ihm dann nicht nur Schmuck und Geld, sondern auch den Tabakbeutel. Vierundzwanzig Stunden lang starrte Herr Mandel vor sich hin, störrisch, wie von Sinnen. Er starrte in die üblen Ausdünstungen der Menschen. Hin und wieder bewegte sich seine alte, von sechzig Jahren Arbeit mahagonibraun polierte Hand mechanisch. Als hielt sie eine Zigarette. Herr Mandel klemmte das Nichts zwischen den Zeige- und den Mittelfinger, führte die imaginäre Zigarette an die gespitzten Lippen und blies, wie ein Kind, das »Rauchen« spielt, sogar den Rauch aus.

Nach Nové Zámky kippte der alte Kopf zur Seite. Sein Tod war kein Ereignis. Hier konnte der Tod nicht mehr als Ereignis wahrgenommen werden. Kraftlos legte Doktor Bakács aus Novi Sad kurz das Ohr an die abgetragene Fellweste und winkte apathisch ab. Er selbst sah auch nicht mehr gut aus. Womöglich dachte er, dass zwölf Stunden später ein anderer Arzt aus dem Wagen seinen Tod feststellen könnte.

Zwei Menschen verloren den Verstand und tobten über viele Stunden. Ihre blutunterlaufenen Augen traten aus den wächsernen Gesichtern hervor, Speichel schäumte ihnen aus dem Mund, sie kratzten die neben ihnen Sitzenden im Gesicht und griffen nach deren Augen. Als wir anhielten, um unsere Notdurft zu verrichten, schubsten die Feldjäger sie, zusammen mit einigen aus den anderen Wagen, ohne zu zögern in den Wald. Einige Minuten später hörten wir das Rattern der Maschinengewehre. Einer der Grasgrünen lachte laut und fett und spuckte aus.

Nein, wir sahen uns nicht an. Dafür waren wir schon zu lange unterwegs. Unterwegs wohin?

Ich wunderte mich ein bisschen über mich selbst. Diese Fahrt ... Subotica, Budapest, Novi Sad. Ich lebte noch und hatte auch nicht den Verstand verloren, dieser Gedanke ging mir flüchtig durch den Kopf. Abgesehen davon dachte ich kaum nach. Dazu hätte ich – sosehr ich bei Sinnen geblieben war – ebenfalls eine Zigarette benötigt. Und die gab es nicht.

Durch das Zellenfenster des Waggon sah man auf die unruhig grüne Gischt des Balatons. An diesem windigen, verregneten ersten Mai spien die Wellenzungen angewidert dem Zug hinterher. Ich sah Nagykanizsa. Wir fuhren ohne Halt an der Stadt vorbei, dabei hatte der Polizist Nr. 6626 in Bačka Topola gesagt, dass man uns zum Arbeiten hierherbringen würde.

»Haben Sie keine Angst«, hatte uns Nr. 6626 heimlich zugeflüstert, »Sie fahren nach Nagykanizsa, werden dort in der Landwirtschaft arbeiten.«

Nr. 6626 war ein herzlicher, vernünftiger ungarischer Bauer. Zwar herrschte er die Internierten an, die auf dem Hof Kessel schleppten, Wasser aus dem Brunnen holten oder nur erschöpft herumstanden, doch dabei zwinkerte er uns – wenn die deutsche Wache nicht hinsah – wie Marci Kakuk schelmisch zu und schüttelte den Kopf.

Es war Mai 1944 und in dieser Zeit waren nicht mehr viele ungarische Bauern so vom Nazidunst benebelt, dass sie nicht gesehen hätten: Döme Sztójay, László Baky, László Endre, Béla Imrédy und die anderen Henker hatten das Spiel verloren. Jemand würde für das Blut, die Tränen, die Tritte zahlen müssen.

Doch Nr. 6626 hatte sich geirrt. Wir fuhren nicht nach Nagykanizsa.

Sinnlos schillerte das Wasser der Drau. Auf der anderen Seite lag das Kroatien Ante Pavelić. Was gleichbedeutend war mit dem Eintritt in den Tod. Einfach so, mitten aus dem Leben heraus. Ich winkte ab, wie zehn Tage zuvor Herr Lendvai, mein ehemaliger Griechischlehrer, im Lehrerzimmer des Gymnasiums von Sombor gestanden, aus dem Fenster auf die Straße geblickt und abgewunken hatte. Wir mussten vor dem Gymnasium in die Lastwagen steigen. Ich stand schon auf dem Wagen. Mit Rucksack und einem selbstgemachten gelben Stern auf dem Mantel. In der vorgeschriebenen Größe. Herr Lendvai, in dessen Fach ich 1924 eine Eins gehabt hatte, sah, zusammen mit den anderen Lehrern, erstarrt auf den Lastwagen herunter. Unsere Blicke trafen sich, und Herr Lendvai winkte kaum merklich ab. Ich verstand, was er sagen wollte.

Das Ende der Welt ist gekommen, das Ende von allem, meinte die Geste.

Nenikekas Judaie ... nenikekas Judaie ...

*

Die Häftlinge spazieren über den großen Hof des Internierungslagers von Bačka Topola. Die Älteren gehen eiligen Schrittes, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. Einige erkennen einander, lächeln sich mit feuchten Augen an. Beinahe die gesamte Redaktion des ehemaligen großen ungarischsprachigen Tagesblatts von Jugoslawien ist hier: Redakteure, Mitarbeiter, alte und neue. Über unsere Verzweiflung werfen wir den Schleier des Zynismus. Dem stämmigen, herzkranken Lajos Jávör ist sein ewiges Lächeln aufs Gesicht gefroren.

»Gestern wurden die Frauen und die Kinder eingesammelt«, sagt er und die blutleeren Lippen zucken, »in Subotica, Sombor, Novi Sad, überall. Alle haben sie mitgenommen.«

Der ehemalige Chefredakteur Dr. János Móricz, dem ich damals aufgeregt meine Erstlinge gezeigt hatte, wischt seinen Zwicker ab und wendet sich unwirsch an mich:

»Na, du Übersetzer, übersetze uns mal das in eine verständliche Sprache.«

Die Hoffnungslosigkeit steht nackt in den Blicken. In dem hässlichen roten Backsteingebäude liegen feuchte, kaputte Strohsäcke. Die Verfolgten sitzen auf Haufen von Koffern und Taschen und starren vor sich hin. Einige haben noch Zigaretten, sie haben sie bei der Ankunft vor den Schindern verstecken können. Sie rauchen verschwenderisch. Morgen kümmert hier niemanden. Nicht einmal die kommende

Viertelstunde. Die Verzweiflung schaut nicht in den Kalender und betreibt keine Planwirtschaft. Der morgige Tag scheint in so hoffnungsloser, verschwommener Ferne wie das nächste Jahrtausend, in dem vielleicht alle Menschen Rock oder Tunika tragen werden, es kein Sammellager geben wird und die Schuldlosen nichts sühnen müssen.

Morgen ... Wen kümmert schon das Morgen, wo man doch gestern sogar die Frauen eingesammelt hat. Und die Kinder. Aber warum? Wahnsinn der Schöpfung, warum? Wir trauten uns nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Dort, in Bačka Topola hatten nur wenige von uns von Auschwitz gehört und auch die nicht viel. Über die schaurigen Grausamkeiten der polnischen Ghettos gelangte zwar manche ungewisse Nachricht zu uns, auch an die Frauendepartationen aus der Slowakei dachten wir starr vor Entsetzen, doch gestern war all das noch fern und nicht zu glauben. Auch jetzt trauten wir uns nicht, daran zu denken, dass man uns, Tausende von unschuldigen Menschen, über die Grenze verschleppen würde. Wir versuchten uns selbst und einander mit dem Gedanken zu trösten, dass es bestimmt technische Probleme gab.

»Die Nazis haben jetzt andere Sorgen. Woher sollten sie Kohle, Waggonen, Lokomotiven und Personal für die Abwicklung einer Völkerwanderung dieser Größenordnung nehmen«, sagte der Anwalt und Publizist Béla Maurer in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Und die Nachrichten von der Front gaben tatsächlich Grund zur Hoffnung. Das Denken der ungarischen Arbeiter und Bauern war noch nicht vollkommen von dem braunen Wahn vernebelt. Sie spürten instinktiv, dass es schlecht um die Herren stand. In der Kneipe sprachen die Mutigeren bereits davon, dass Schlimmes geschah. Man belächelte die überheblichen

Heeresberichte, deren gezwungen verhüllende Sprache: Es war die Rede von »Flankierung«, »dynamischem Rückzug«, »Umgruppierungen« und dem »Bezug neuer Stellungen«. In Ungarn wurden die großtuerischen Deutschen bereits mit dunklen Blicken abgeduscht. Das Volk sah, was die Herren nicht sehen wollten: die erschöpften, zerknitterten, unrasierten Landsturmeute der Wehrmacht; die dümmlich gleichmütigen Männer der SS-Sonderkommandos, deren grausame Augen unter den in die Stirn gezogenen Stahlhelmen von dunklen Ringen umgeben waren; die fünfzehn, sechzehn Jahre alten, in Zeltstoffhemden gesteckten, herumalbernden Jungen: die Armee, mit der die »verbündeten« Deutschen das Land besetzt hatten. Sie sahen, dass man umkehren musste, es aber keine Umkehr gab. Leere Straßen, geschlossene Fenster, trotzig mürrische Gesichter. Auch in den Dörfern der Region Batschka herrschte das abwartende Schweigen des unumgänglichen Schreckens. Die Stille vor dem Sturm stand auf den Zehenspitzen.

Als wir aus dem Lager in Bačka Topola zu dem vier Kilometer entfernten Bahnhof aufbrachen, wussten die Männer mit den Rucksäcken und Bündeln, die zwischen ihnen tippelnden Kinder, die müden Frauen noch nichts von Auschwitz. Doch die ungarischen Polizisten mit den Bajonetten, die von den Deutschen in Abständen von fünfzig Metern auf beiden Seiten der Landstraße aufgestellt worden waren, schon.

In den Augen der Polizisten glühte Hass. Jener sorgfältig gepflanzte Hass, nach dessen Grund die an den Befehl angepasste »Gruppe« gar nicht erst sucht. Trotzdem gab es solche, deren Menschlichkeit durch dieses unfassbare Ereignis zum Leben erweckt wurde. Die Lippen mancher bewaffneten Statue formten Worte wie:

»Gott sei mit Ihnen!«

Niemand aus der schwankenden, der Ohnmacht nahen Masse sieht die Polizisten an, doch der unheilverkündende Abschiedssatz klingt in mir noch nach, als ich weit außerhalb der Bahnstation auf einem Rangiergleis unseren Zug erblicke. Die mit der Abkürzung DR gekennzeichneten Wagen sprechen ein noch klareres Deutsch als die davorstehenden Feldjäger. Uns erwartet also doch die Deportation. Im günstigeren Fall: die Gaskammer. Im ungünstigeren: unmenschliche Schinderei, solange die Kraft reicht.

Wie wenig Verständnis wir doch für die acht Schicksalsgefährten hatten, die, als der Befehl zum Aufbruch kam und es offensichtlich wurde, dass das Lager in Ungarn nur eine vorübergehende Sammelstelle war, Selbstmord begangen hatten. Solange wir noch hatten hoffen können, dass man uns dort lassen oder an einen anderen Ort in Ungarn schicken würde, war das Ganze etwas erträglicher. Wären wir doch in Bačka Topola oder auch nur in der Region Batschka geblieben! Die Vertrautheit dieser Namen schaffte es irgendwie, den Schrecken der völligen Aussichtslosigkeit zu verscheuchen. Bačka Topola war noch ein Stück Zuhause.

In ihrer Suche nach einem Funken Hoffnung verweilen unsere Blicke an den Gürteln der ungarischen Polizisten, auf denen immer noch die persönliche Sicherheit verheißenden vier Ziffern der zwar zweifelhaften, aber doch nicht gänzlich entthronten »königlich-ungarischen« Polizei aufblitzen. Wir hielten uns an den Strohhalmen einer bekannten Landschaft fest, hofften, dass wir uns nicht ganz außerhalb des Gesetzes befanden. Ein ungarischer Nazi konnte genauso grausam sein wie ein deutscher. Auch genauso entschlossen, doch sein Erfindungsreichtum – so kam es uns vor – hatte sich noch nicht bis zum Sadismus der Gaskammern verbogen.